

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 25

Dienstag, den 23. Juni 1914

3. Jahrgang

Die „unrichtige“ sozialistische Lehre.

Die Verteilung des versteuerten Einkommens hat im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte eine Verschiebung erfahren, auf die seitens der Hauptnutznieher des herrschenden Systems bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit als ein Beweis für die „Unrichtigkeit der sozialistischen Lehren“ hingewiesen wird. Man bedient sich dabei vornehmlich der Ergebnisse der preussischen Einkommensteuerstatistik. Nun ist ja nicht zu bestreiten, daß die Menge der Besitzen mit einem steuerfreien Einkommen (nicht über 900 Mk. jährlich) erheblich geringer geworden ist. Nach Mitteilungen des preussischen Finanzministeriums entfielen auf je Tausend der Gesamtbevölkerung des Staates 1896: 672, 1913: 381 mit einem Jahreseinkommen von nicht über 900 Mk. Das Bild wird aber schon ungünstiger, wenn man nur die Haushaltungsvorstände und selbständigen Einzelpersonen herausgreift. Dank bleiben unter der steuerpflichtigen Einkommengrenze von 1000

	1896	1913
im Staate überhaupt	751	505
in den Städten	692	441
in den Landgemeinden und Gutsbezirken	803	583

Ueber die Hälfte aller Haushaltungsvorstände und selbständiger Einzelpersonen im Staate hatten demnach selbst 1913 noch nicht das Existenzminimum, welches der Fiskus selber als steuerfrei erklärt hat! Und das in einer Zeit, wo des Rühmens über den gewaltig gestiegenen „Nationalreichtum“ kein Ende ist. Nur 1,4 pro 1000 der Besitzen hatten 1913 ein Jahreseinkommen von 30 500 bis 100 000 Mark und 0,3 pro 1000 gaben ein steuerpflichtiges Einkommen von über 100 000 Mk. an. Die Deklaration zur Wahrheit hat den Nachweis gebracht, daß ungeheure Einkommens- und Vermögensbeträge bisher der regelrechten Besteuerung entzogen wurden. Geringer kann man die Besteuerung der gewerblichen Arbeitermassen als mit ihrem Einkommen übereinstimmend betrachten, da die Unternehmer gesetzlich verpflichtet sind, der Steuerbehörde die Lohnsumme ihrer Arbeiter auf Heller und Pfennig mitzuteilen. Da so auch die Ueberschichtverdienste, die in den letzten Jahren nachweislich erheblich waren, zur Steuer herangezogen werden, so wird schon aus diesem Grunde die geminderte Zahl der steuerfreien Mindesteinkommen in ein ungünstigeres Licht gestellt.

Nun gibt aber die amtliche Zeitschrift für die preussische Statistik auch die Bewegung der Lebensmittelpreise im Staate an und da stellt sich folgendes heraus. Es wurden in Preußen durchschnittlich bezahlet für:

	1896	1913	Verteuerung.
Weizen, 1000 Mtl.	153 Mk.	196 Mk.	43 %
Roggen, 1000 "	122 "	165 "	45 "
Gerste, 1000 "	130 "	153 "	23 "
Kartoffel, 1 "	5 Pfg.	8 Pfg.	3 Pfg.
Rindfleisch, 1 "	124 "	181 "	47 "
Lammfleisch, 1 "	121 "	197 "	76 "
Kalb- und Schweinefleisch, 1 "	119 "	201 "	82 "
Schweinefleisch, 1 "	120 "	173 "	53 "
Ei, 1 Duz.	210 "	274 "	74 "
Fett, 1 Schd.	336 "	499 "	153 "

Diese Preissteigerungen bedeuten im einzelnen eine Entwertung des Geldlohnes von bis fast 70 Prozent, oder im Mittel von zirka 40 Prozent im Laufe der fraglichen Zeit. Nehmen wir auch nur ein Drittel an, so ist damit gesagt,

daß 1913 ein Einkommen von 1200 Mk. nicht mehr Kaufkraft besaß, wie 1896 das 900 Mark-Einkommen! Dementsprechend müßte die steuerfreie Einkommenshöhe wenigstens auf 1200 Mk. begrenzt werden, was die sozialdemokratischen Parlamentsmitglieder wiederholt beantragten. Würde aber die Steuerbefreiung gemäß dem gesunkenen Geldwert erfolgen, dann stellte sich heraus, daß die jetzige Steuerstatistik ein viel zu günstiges Bild von der wirtschaftlichen Lage der breiten Volksmassen bietet.

Eine schweizerische Arbeiter-Kunstausstellung in Zürich.

a. k. Der kulturelle Aufstieg der Arbeiterklasse findet in ihrer steigenden Anteilnahme an Literatur und bildender Kunst einen deutlichen Ausdruck. Ist es auch selbstverständlich, daß nur in ganz vereinzelten Fällen Proletariatsproffen unter dem Druck von Arbeit und Not Zeit und Kraft zu großen Kunstleistungen gewinnen können, die bei aller Begabung doch auch der äußeren Bedingungen von Ausbildung und Ruhe bedürfen, so beweist allein die Tatsache, daß dort in erheblichem Maße ernsthaft künstlerische Bestrebungen gepflegt werden, daß hier Grundlagen einer neuen, höheren Massenkultur vorhanden sind, auf denen sich unter gesunden Gesellschaftsverhältnissen bisher ungeahnte Menschenwerte werden gewinnen lassen. Nachdem die tschechische Sozialdemokratie schon seit einer Reihe von Jahren durch große Gewerbe- und Kunstausstellungen den Anteil der Arbeiterklasse an der Kulturarbeit ins Licht gesetzt hatte, war es in Deutschland zuerst Dr. Levenstein, der durch eine private Veranstaltung in gleicher Richtung wirkte, zudem auch durch Beschaffung von biographischem Material und Selbstbekenntnissen (worin Paul Göhrers große Sammlung von Arbeiterbiographien vorausgegangen war), Beiträge zur Erkenntnis der Seele des heutigen Proletariats lieferte. In räumlich beschränkter, aber inhaltlich erweiterter Weise wurde in der Ausstellung für Hessen und Nassau in Frankfurt a. M. weiteres Material beigebracht. Und nun soll durch die am 7. Juni im großen Kunsthaus in Zürich eröffnete schweizerische Arbeiterkunstausstellung in eigenartiger Weise ein neuer Ausblick eröffnet und zugleich weitere Arbeit gefördert werden. Es handelt sich dabei, wie das Volksrecht schreibt, nicht um eine Kunstausstellung im herkömmlichen Sinne, sondern um eine Art Arbeiter-Kulturausstellung, bei der nicht allein die ausgestellten Werke selbst, sondern der ganze Entwicklungsengang und das ganze Innenleben des schaffenden Arbeiters zu dem Besucher sprechen sollen. Daher hat jeder Aussteller einen kurzen Lebenslauf beizufügen und einen ausführlichen Fragebogen zu beantworten, der die äußeren Umstände und die inneren Motive seines Schaffens klarlegen soll. Daher wird u. a. gefragt: „Was hat Sie zur Kunst geführt? Lag Ihnen daran, nur ein schönes oder interessantes Bild zu schaffen, oder wollten Sie durch das Bild irgend einem Gefühl, einer Absicht oder einer Idee Ausdruck geben?“ Von 1800 eingesandten Arbeiten wurden 650 von 260 bis 280 Urhebern angenommen.

Die Ausstellung bezweckt in keiner Weise dem künstlerisch schaffenden Arbeiter die fata Morgana einer auf die Kunst aufgebauten Existenz zu öffnen. Alles, was in diese Richtung leiten könnte, ist vermieden. Wohl aber soll, um den befähigten Arbeitern die Höherentwicklung zu erleichtern, eine handige Organisation der Arbeiterkünstler geschaffen werden. Diese soll nur solche Künstler aufnehmen, die ihre Kunst als Ruhebeschäftigung neben einer Berufsarbeit ausüben. „Sie soll die proletarische Kunstbetätigung als solche vertiefen, ihr Stil und Richtung geben und ihr ein Betätigungsfeld suchen, auf dem sie sich selbst genügt. Ihr Ideal wird eine Kunst sein, die in der industriellen oder kaufmännischen Erwerbsarbeit des Künstlers kein Hemmnis seines Schaffens, sondern eine Quelle seiner Eigenart und Kraft findet.“ Wobei freilich Voraussetzung ist, daß diese Berufsarbeit nach Art und Dauer einer freien Kunstübung keine allzu großen Hemmnisse bereitet.

Wie das vorliegende Material ergibt, lassen sich zwei große Hauptrichtungen erkennen: die eine mit Vorliebe für das Einfache mit Vermeidung aller Probleme, bei anderen eine Neigung zu äußerst komplizierten und selbst phantastischen Problemen. So stellte ein Eisenbahner ein einziges Bild aus, das

unter einem durch eine Sandwüste schreitenden nackten Manne das Leben des Proletariats versinnbildlicht. Er sagt dazu: „Das Leben des Proletariats gleicht einer endlosen Wüste, es vergeht Tag und Jahr in derselben Eintönigkeit, keine Freude, nur Leid ist ihm beschieden, von allem bleibt nur seine blutige Fußspur, welche die Zeit gleich verwischt. Sein Ende gleich einem glanzlosen trüben Tag, wie die Sonne verwölkt untergeht, so endet auch sein Leben.“ Dieses Bild soll eines der schönsten sein.

Die Ausstellung, an der nur Schweizer oder in der Schweiz lebende Arbeiter beteiligt sind, wird drei Wochen dauern. Wenn der Verein zustande kommt, sind regelmäßige Veranstaltungen ins Auge gefaßt. „Wenn die Hoffnungen, daß die in Verbindung gebrachten Arbeiterkünstler sich selbständig und eigenartig anregen und befruchten werden, sobald ihre Kunst, statt ein schlechter Abklatsch der großen Kunst zu bleiben, sich zu einem bodenständigen Eigenwuchs entwickelt, das aus seinem anders gearteten Nährboden auch ganz andere Kräfte saugt und andere, aber in ihrer Art nicht weniger wertvolle Früchte zeitigt, wenn diese Hoffnungen nur zum Teile in Erfüllung gehen, dann wird die erste schweizerische Arbeiterkunstausstellung sich vielleicht ein gutes Plätzchen in der Kunstgeschichte erobern. Weniger durch das, was sie augenfällig zeigt, als durch das, was sie angedeutet und als erste bewußt angeregt haben wird.“

So wird auch diese Ausstellung ein Beitrag zum großen Werke der Schaffung einer neuen Menschheit sein, im Sinne der Dichterworte:

„Die Schönheit, auf Unrecht aufgebaut, ist keine Schönheit!
Es ist ein häßlicher Flecken an ihr, der sie zugrunde richtet.
Darin ist die Schönheit Griechenlands untergegangen,
Denn sie war gebaut auf Sklaverei.
Die Schönheit, die wir aufrichten wollen,
Soll gebaut sein auf Menschenliebe,
Und darum wird sie leben bleiben.“ (Leopold Jacoby.)

Der Tintenfisch.

Von Prof. Dr. Konrad Guenther.

Nabigno heißt ein Felsenest, das in der österreichischen Küstenprovinz am blauen adriatischen Meere auf einsamer Klippe aufsteigt, von einer schönen Kirche gekrönt. Weithin schaut der hohe Turm über das Meer, die Statue der heiligen Euphemia bildet seine Spitze, und der Fischer kann, fern draußen, ehe er seine Netze legt, zu der über den Fluten sichtbaren Schutzpatronin um reichen Fang sehen.

Von der eigentlichen Stadt führt ein steinerner Quai am Meere entlang zu einem Gebäude, das eine zoologische Station beherbergt und der Kaiser Wilhelms-Stiftung gehört. An diesem Quai sieht man oft schlafende Burischen gehen mit einer Harpune in der Hand. Aufmerksam spähen die dunklen Augen in das klare Wasser. Plötzlich erhebt der Mann gedankenschnell die Waffe und schleudert sie wuchtig in die kristallene Flut. Und schon hat er sie wieder in der Hand und lachend schüttelt er von ihrer Spitze ein weißlich-graues Tier ab. Klatschend fällt es auf das Steinpflaster.

Es ist ein eigenartiges Wesen von länglich-flacher Gestalt und mit einem wohlhabend gekleideten Kopf, an dem zwei große Augen sitzen, während vorn zehn mit Saugnäpfen besetzte Arme die Mundöffnung umgeben. Während die Arme suchend und tastend um sich greifen, laufen fortgesetzt farbige Wellen über den von der Harpune aufgerissenen Körper. Ein zähes Leben besitzt das Tier, und der Tod tritt erst ein, wenn es in der Küche zerschnitten und in die Pfanne geworfen wird, um mit Butter gebräunt zu werden; eine dem Italiener liebe und auch in der Lat recht wohlschmeckende Speise.

Kalmar heißt der sonderbare Bewohner des Meeres. Er gehört zu den Tintenfischen, oder besser Tintenschnecken, denn mit den Fischen haben die Wesen nichts zu tun, sind hingegen mit den Schnecken verwandt. Es sieht auch eine Art Schale unter der weichen Haut, die bei einer Art, dem eigentlichen Tintenfisch, stark entwickelt ist, und als Sepia-schulp dazu verwandt wird, dem Kanarienvogel Gelegenheit zu geben, seinen Schnabel zu wehen. Es ist nicht leicht, einen Kalmar zu harpunieren, denn rasend schnell kann das Tier dahinschwimmen. Der eigentliche Tintenfisch hingegen rettet sich auf andere Weise. Mit scharfen Augen hält er Wacht und erblickt er Gefahr, so stößt er plötzlich aus einembeutel eine schwärzliche dicke Flüssigkeit aus, die im Augenblick das Wasser dunkel färbt und den Gefährdeten unsichtbar macht. Diese Flüssigkeit ist die echte Sepia, auch ist sie ein begehrter Artikel für den Menschen.

Von den kleineren Bewohnern des Meeres werden die Tintenfische sehr gefürchtet. Besonders die munteren Krabben haben viel von ihnen zu leiden. Vorsichtig klettert das Krebschen über den steinigigen Grund, die langen Stielaugen forschend nach allen Seiten wendend, die Scheren zur Abwehr bereithaltend. Da plötzlich stürzt eine weißliche Masse über das Tier, zehn Arme umschlingen seinen Körper und schnüren alle Beine so eng zusammen, daß die Scheren sich nicht mehr öffnen können. Und schon beginnen zwei scharfe hornige Zangen den Panzer des Unglücklichen aufzubrechen und in das weiche Innere einzudringen. Und öffnet sich die furchtbare Umschlingung, dann fallen statt des lebensvollen Tieres nur einige Schalen auf den Boden.

Verkehrstechnische Rundschau.

Die Funkentelegraphie im Eisenbahnsignaldienst — Zeitgemäße Bahneinrichtung, natürlich nicht bei uns — Endlich ein guter Motor-schiffen — Luftschraubenantrieb von Autos — Der „Wüstenwagen“ — Das Pfasterproblem — Eine wichtige Michtigkeit — Hochzu-spannender Gleichstrom statt Einphasenbetrieb, was jeder preukische Abgeordnete wissen sollte! — Die fliegende Magnetbahn.

Ein Eisenbahnzug ohne Signal ist wie ein Blindler im Walde, jeder Schritt vor- oder rückwärts kann Gefahr bringen. Unser Land wird selten von Naturereignissen heimgesucht, die den Eisenbahnverkehr durch Zerstörung des Signalwesens ganz lahmlegen, anders in Amerika, wo die langen Ueberlandleitungen allen Unbilden der Stürme ausgesetzt sind, die sich auf den gewaltigen Gebieten frei entwickeln und austoben können. Im vergangenen Winter hat z. B. ein furchtbarer Schneesturm den Eisenbahnbetrieb im Osten der Vereinigten Staaten schwer geschädigt, weil er die Signalleitungen und Masten zerstörte. Nur die Delaware-, Lackawanna- und Western-Eisenbahn die Bahnen von Newyork über Buffalo hinaus in den Staaten Pennsylvania und Newyork betreibt, war in der Lage, ihren Betrieb aufrecht zu erhalten, weil sie den Signaldienst durch Funkentelegraphie ausübte. Dieser Erfolg hat die Bahngesellschaft veranlaßt, noch weiter zu gehen und ihre Züge mit funkentelegraphischer Ausrüstung zu versehen. Mit einem dieser Hauptzüge kann sie auf diese Weise bis auf 160 Kilometer Entfernung in Verbindung treten. Die Anlage hat ihre Betriebsfähigkeit erwiesen und scheint auch durch die elektrischen Starkströme der Beleuchtung nicht gestört zu werden. Man wird also nun wohl bald auch dahin gelangen, bei den großen Ueberlandfahrten die wichtigsten Begebenheiten im fahrenden Zuge ebenso schnell zu erhalten, wie die Zeitungsredaktionen selbst.

In Luftfahrzeugfragen ist Frankreich noch immer voran; von dort gehen wichtige Anregungen und die Initiative aus. So wird neuerdings durch Beschaffung besonderer Eisenbahnwagen zur Beförderung von Luftfahrzeugen dafür gesorgt, daß die Apparate unbeschädigt und unberührt durch die bei uns übliche bureaukratische Plakerei verschickt und transportiert werden können. Bei uns ist man noch nicht so weit. Was die weise Bahnerverwaltung nicht hat, das kann man nicht benutzen und darf nicht verlangt werden. So schreitet die Bahnerverwaltung souverän über die Entwicklung hinweg, bis sie schließlich — selbst unter die Räder kommt.

Nachdem Prof. Oswald Stamm durch seine einfache und schöne Erfindung gezeigt hat, daß und wie man die schädliche Wirkung der Schiffschraube auf die Kanalarbeite und das Strombett aufheben kann, ist man von dem Luftantrieb von Schiffen mittels Luftschrauben ganz abgekommen. Man hat überhaupt den Luftantrieb durch Schrauben von anderen als Luftfahrzeugen zumeist als Spielerei angesehen und sich recht und angelegentlich überhaupt nicht mit ihm beschäftigt. Dennoch hat der Luftantrieb bei einem Beförderungsmittel einen unleugbaren Vorzug, nämlich beim Schlitten. Für den Schlitten hatte die frühere Technik keinen geeigneten motorischen Antrieb, das Segel war das einzige, was an mechanischen Hilfsmitteln ernsthaft in Frage kam. Seitdem es aber die Luftschraube gibt, und seitdem man gelernt hat, gutwirkende Luftpropeller herzustellen, ist dieses Hilfsmittel der ideale Antrieb für den Schlitten. Aber auch noch an anderer Stelle benutzt man ihn in neuester Zeit mit großem Vorteil. Jeder Radfahrer weiß, daß er auf losem Sand mit seinem Rade nicht weiterkommt, weil der Sand unter dem angelegten Rade wegrutscht. Ebenso geht es dem Automobil; auf lockerem Sande ist es verraten und verläuft, weil das Rad sich darin wohl dreht, aber nicht „faßt“, nicht in den Boden greift, weil es also keine Schubkraft gewinnt. Bekommt der Wagen seinen Antrieb nicht durch die Räder, sondern von außen, z. B. durch Pferde oder durch Luftschrauben, so kommt es auch im losen Sande wie auf Schnee vorwärts. Man muß dort also jedes Hilfsmittel begrüßen, das überhaupt einen motorischen Antrieb ermöglicht. Das hat sich die französische Meeresverwaltung in Algier zumute gemacht. Sie läßt leichte Personenwagen, sogenannte Wüstenwagen, bauen,

die vorn den Motor tragen, der mit durchgehender Welle und Kettenraduntersehung eine an einem hinten angebrachten festen Bodensitzende Luftschraube antreibt. Die Nabe derselben ist so eingerichtet, daß man an sie zwei, drei, vier oder sechs Flügel ansetzen kann. Je nach dem vorhandenen Wege wählt man diejenige Flügelzahl aus, die dem Wagen den vorteilhaftesten oder schnellsten Vortrieb ermöglicht. Mit einer sechsflügeligen Schraube hat man Geschwindigkeiten bis zu 60 Kilometern in der Stunde erreicht. Ein großer Vorteil dieser nicht durch die Räder angetriebenen Wagen besteht in der sehr viel geringeren Abnutzung der Luftreifen. Denn wenn die ganze Maschinenkraft durch die Pneumatik auf die Fahrbahn übertragen werden muß, so werden diese außerordentlich stark beansprucht, die Mäntel verschleifen stark. Das fällt beim Luftantrieb fort. — Der Motorschlitten steht ganz auf Eis, vorn auf zwei, hinten auf einem lenkbaren; der Propeller sitzt vorn, weil sie zeigt, daß ein gezogenener Schlitten besser und sicherer läuft als der geschobene.

Die Vereinigung der verschiedenen Eigenschaften guten und haltbaren Pflasters bildet noch immer ein nicht ganz gelöstes Problem. Granitwürfelpflaster ist zwar bei guter Herstellung sehr gut, haltbar und kann bei großen Steigungen angewendet werden, aber es ist sehr teuer, sehr geräuschvoll und erschwert das Anfahren außerordentlich. Asphalt hat wieder den Nachteil, bei nassem Wetter schlüpfrig zu werden, Holz ist teuer und wenig haltbar. Man ist nun in Amerika dazu übergegangen, reinen Stampfbeton als Straßenpflaster zu verwenden. Diese Art der Pflasterung hat den Vorzug großer Haltbarkeit, so daß man darauf die stärksten Steigungen nehmen kann; es ist billig, aber bei großem und schwerem Verkehr wenig haltbar. Man legt es daher bei Straßen, die noch nicht zu sehr befahren werden, jetzt ein paar Zentimeter tiefer, als die Straßendeckung einmal werden soll. Stellt sich dann schwerer Verkehr ein, so legt man eine Asphaltdecke zum Schutze darüber. Schöner und sauberer ist Asphalt unbedingt, so daß mit dem bloßen Stampfbeton kein erheblicher Vorteil gewonnen sein dürfte.

In den Vereinigten Staaten führt sich mehr und mehr eine Neuerung ein, die sich auf die Steuerung des Motorwagens bezieht und für den Straßenverkehr und seine Sicherheit von erheblichem Belang ist. Es ist in den meisten Kulturstaaten die Regel, daß man auf der rechten Straßenseite fährt und vorherfahrende Führer links überholt. Man ordnet daher die Steuer säule des Motorwagens auf der linken Seite des Führersitzes an. Dann hat nämlich der Wagenführer beim Überholen besseren Ausblick auf die Straße, weil sie ihm durch den vorausfahrenden Wagen nicht verdeckt werden kann. Beim Umdecksfahren überblickt der links sitzende Führer die neue Straße früher, als der rechtsitzende, er kann einen Unfall also leichter verhüten. Da schließlich der Sitz rechts vom Führer freibleibt, kann er von einem Fahrgaste bestiegen werden, ohne daß dieser den Bürgersteig verläßt.

Die Amerikaner haben es sich längst an den Schuhsohlen abgelaufen, daß es mit dem vielgerühmten Einphasenbetrieb bei Fernbahnen nichts ist, und sind reumütig zum Gleichstrom zurückgekehrt. Sie bauen ihre Fernbahnen für hochgespannten Gleichstrom. So hat jetzt die Chicago, Milwaukee and St. Paulbahn beschlossen, auf der 180 Kilometer langen Strecke der Lodge-Three Mountains im Felsengebirge elektrischen Betrieb mit Gleichstrom von 2400 Volt einzuführen. Wir verpulvern hierzulande erst noch Geld für Versuche, die längst abgetan sind. Nach ein paar Jahren werden die preussischen Abgeordneten erfahren, daß „das Neueste“ und „Beste“ der hochgespannte Gleichstrom ist. Hoffentlich ist's dann noch nicht zu spät.

Die Londoner Zeitungen sind jetzt voll von sensationellen Nachrichten über die fliegende Magnetbahn des in London lebenden Franzosen Bachelet. Da Nachrichten aus Fachjournalen oder von zuverlässigen Fachleuten noch nicht vorliegen, kann man sich schwer ein Bild von der Erfindung machen. Wie sie in den Zeitungen dargestellt wird, erscheint der Plan höchst phantastisch. Man mag nicht leugnen, daß sich dergleichen im Modell wirklich ausführen läßt, im Großen liegen die physikalischen Verhältnisse doch wohl anders. Nach dem, was sich ein Physiker oder ein Ingenieur denken kann, würde der Stromverbrauch einer solchen Bahn geradezu ungeheuerlich sein, abgesehen davon, daß die Konstruktion Kosten verursachen würde, die eine Rentabilität von vornherein ausschließen. So sehr wir wünschen, daß wenigstens etwas Gutes an der Sache ist, daß sie nicht bloß Reporterenthusiasmus ist, sagen wir doch vorerst: Abwarten!

Die Aschenbrödelrolle der graphischen Künste.

Welch ungeheure Bedeutung der Kupferstich und der Holzstich nicht nur im großen Rahmen der Kunstgeschichte, sondern als Vermittler eines Teiles der Weltgeschichte zu einer Zeit erlangt haben, da das Buchdruck- und Zeitungswesen noch lange nicht auf der Höhe standen wie heute, ist längst und hinreichend bekannt. Wohl keinem Gebildeten ist das berühmte geworden Signum oder Monogramm Albrecht Dürers unbekannt geblieben, mit dem er unter all seine mit unermüdblichem Fleiß geschaffenen Bilder und Bildchen gewissermaßen den Schlüsselpunkt setzte. Dürer hatte mit seinen Passionsfolgen, seinen von kühner Phantastik und philosophischen Gedanken erfüllten Blättern die unbegrenzten Ausdrucksmöglichkeiten der Schwarz-weiß-Kunst gewiesen. Er hatte ebenso meisterlich den Verzückungen seines Künstlergemütes die ihm geeignet erscheinende Form gegeben, wie den Szenen des Alltags mit ihren wunderlichen Erscheinungen, und hatte selbst vor den unscheinbarsten Dingen mit der Begeisterung des wahren Künstlers, nicht Halt gemacht. Hans Holbein war ihm mit seiner Totentanzfolge ein geistesverwandter Kunstgenosse geworden. Dann kamen die Kleinmeister, kamen die beiden Behams, mit ihren köstlichen, heute so glänzend bezahlten Blättern, und noch viele andere mehr, die das Jahrhundert des Kupferstichs schaffen halfen.

In gewaltigen Kurven ging die Entwicklung weiter. In Italien fanden sich Meister des Kupferstichs, die in der Wiedergabe vorzügliches leisteten, es sei nur an Longhi, Volpato und Raphael Morghen erinnert, und im Frankreich des 18. Jahrhunderts fand die galante Kunst der Fragonard, Boucher und anderer Lebenswürdiger Zeitgenossen ebenfalls in ihm einen willkommenen Interpreten. Im 19. Jahrhundert stand wiederum Deutschland an der Spitze. Max Klinger, Stauffer-Bern, Liebermann, Oestl und andere waren die Vertreter, um die sich eine Schar glänzender und tüchtiger Jünger der Schwarz-weiß-Kunst zusammenschloß. Aber Frankreich und England traten erfolgreich in Wettbewerb. Die impressionistische Anschauung in der Malerei hatte auch bei den Graphikern begeisterten Widerhall gefunden und besonders die inzwischen sprogreich in den Vordergrund getretene Radierung sah sich ungeahnten Perspektiven gegenüber. Whistler und Pennel, Holroyd und Seymour-Haden, französischerseits der von genialer Keckheit besetzte Mops und Raffaelli, sie schufen ihre wundervollen Improvisationen, bei denen man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, die geistige Beweglichkeit oder die technischen Kniffe, aus deren wunderlichem Zusammenwirken sich vordem nie geschauter Eindrücke ergaben. Und selbst im kühleren Schweden entstand in Anders Zorn einer, der in leidenschaftlicher Sprache, in lapidarer, fast brutaler Kürze, der Welt Schwarz auf Weiß, den Nachweise ihres Daseins lieferte. So war von Dürer bis zu diesem in seiner Art auch wieder vereinzelt dastehenden Vertreter der Graphik, dessen Knappheit und Selbstzucht zur Bewunderung zwang, eine Geschichte des Kupferstichs in vier Jahrhunderten entstanden.

Aber wie sehr auch die graphischen Künste sich zu einem für unser Empfinden denkbar höchsten Niveau emporentwickelt hatten, die Anteilnahme, die man ihnen entgegenbringt, ist noch heute herzlich bescheiden. Wohl darf es nicht verschwiegen werden, daß die literarische Verarbeitung nicht umsonst gewesen ist. Wohl haben wir in Deutschland eine Menge Sammler, die aus Liebhaberei und vielleicht auch aus wirklicher Freude an der Sache große Kapitalien für die Graphik übrig haben. Die großen Auktionen der letzten Jahre haben Riesensummen gebracht und zwar nicht nur für die Werke alter Meister, sondern auch für die der Lebenden sind ansehnliche Summen bezahlt worden. Aber der Kreis der Liebhaber und Interessenten, der Leute, die sich die Mühe geben, der Originalgraphik, ihren Werten und künstlerischen Reizen näher zu kommen, ist im Verhältnis zu dem, der sich für die Delmalerei interessiert, und sei es auch die schlechteste, in verschwindender Minderheit.

Besonders die graphischen Abteile der großen Kunstausstellungen liefern immer wieder die deutlichsten Beweise dafür. Selbst das schwächste Delbild, ja gerade dieses, findet seine Bewunderer und Beschauer. Das seine stimmungsreiche Blättchen eines modernen Radierers, der mit wenigen Strichen Eindrücke von endloser Weite hervorzaubert, eine Lithographie oder Algraphie, die freilich niemals von solchen handgreiflichen Reizen sein kann, wie ein in Del gemaltes Bild, bleibt unbeachtet. Sie spielen eine Aschenbrödelrolle, werden kaum der Mühe wert gefunden, sich mit ihnen zu beschäftigen, und mit Bewunderung muß man sehen, wie selbst in den gebildeteren Schichten der Bevölkerung, selbst bei denen, die gern

etwas von Kunst verstehen wollen, den graphischen Künsten gegenüber eine vollkommene Hilflosigkeit herrscht. Aber nicht in die wohlberechtigten Klagen der Künstler einzustimmen soll hier der Zweck der Uebung sein. Jetzt, wo sich die Massen wieder monatelang durch die großen Kunstausstellungen wälzen werden, jetzt, wo die Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig die graphische Kunst der ganzen Welt in reicher, nie dagewesener Vollständigkeit und Reichhaltigkeit vereinigt, auf die künstlerischen und ästhetischen Werte aufmerksam zu machen, das ist viel wichtiger. Wieviele unserer wohlhabenden Zeitgenossen setzen so gern ihren Ehrgeiz darein, ein Original zu besitzen. Für ein gutes Gemälde reichs nicht oder man will nicht soviel zahlen und flugs tritt der elendeste erbärmlichste Kitzel an seine Stelle. Aber für jene besonderen Schönheiten, für die Arbeiten, die das intimste Schaffen des Künstlers vermitteln, hat man in Deutschland nichts übrig. Das ist betrüblich, besonders wenn man weiß, wie in Frankreich, in England und auch in Amerika selbst der bescheidene Kunstfreund viel mehr dafür zu haben ist.

Der Maler des deutschen Kleinbürgertums.

Wohl kein anderer deutscher Maler hat so den Beifall und die Verehrung des Kleinbürgertums errungen als Adrian Ludwig Richter, dessen 30. Todestag sich am 19. Juni gefährt hat. Klärlischer Weise! Aufgewachsen in dem spießbürgerlichen Dresden des Vormärzes, war er gleich dem Titanen Hebbel dazu verurteilt, in einer Zeit sein Talent zur Entfaltung zu bringen, in der die kleinbürgerliche Weltanschauung noch einmal ihre letzten Triumphe feierte, von der Hebbel in seinem Gygis das treffende Wort vom „Schlaf der Welt“ sprach.

Diese schlafende Welt hat die Künstlerhand Richters in seinen Schilderungen deutschen Familienlebens und sonniger Kinderspiele festgehalten. In ihm fand das Kleinbürgertum einen seiner lebenswürdigsten Vertreter, dessen Persönlichkeit freilich ebenso wie seine Klasse unter ihrer ideologischen Beschränktheit litt. Der Keim zu Richters Künstlertum wurde in seinem Vaterhause gelegt. Am 28. September 1803 als Sohn des in bescheidenen Verhältnissen lebenden Kupferstechers C. A. Richter geboren, mußte er schon sehr früh in der Werkstätte seines Vaters mitmachen und zwar durch Radieren von „Ansichten und Prospekten“. Mehr noch als die mangelhafte Kunstunterweisung, die ihm sein Vater geben konnte, wirkte auf den jungen Richter das eigentümliche Familienmilieu, in dem er aufwuchs. Sein Großvater, ein alter Kupferdrucker, Uhrenliebhaber und Alchymist und auch die Großmutter galten als Originale, deren Wohnung der Treffpunkt anderer stadtbekannter Dresdener Persönlichkeiten war. Dies Familientreiben, von dem uns Richter in einer lebenswerten Selbstbiographie ein ergötlich Bild entwarf, erklärt uns manches Charakteristische an seiner Kunst. In seinen späteren Zeichnungen und Radierungen hat er viele der gutmütigen Philister und komischen Käuze, mit denen er in seiner Jugend in Verührung kam, verewigt.

Ehe er jedoch jene Höhe erklomm, die ihn zum Gestalter der im Elternhause eingeatmeten Atmosphäre werden ließ, hat er lange studiert. Nach kurzen Reisen in Frankreich und in den Alpen war es ihm durch die Unterstützung seines väterlichen Freundes — des „Papa Arnolds“ — möglich, von 1823 bis 1826 in Italien malerischen Studien zu obliegen. Er geriet anfänglich in den Kreis der „Nazarenen“ und anderer Maler, die eine neue monumentale Kunst schaffen wollten, löste sich aber bald von ihnen ab, da er als sein ureigentliches Gebiet die Gestaltung deutscher Natur und deutschen Volkslebens erkannte. Fürsorgelehrte erhielt er 1828 eine Anstellung an der Zeichenschule der Meißener Porzellanfabrik, 1830 eine solche an der Dresdener Akademie, um dann der Verherrlicher deutscher Eigentümlichkeiten bis an sein Lebensende zu bleiben. — Vor allem ist Richter die Wiederbelebung der alten Holzschnittkunst zu danken. Seine geringen Einkünfte als Maler — er bezog in Meissen nur 200 Thaler Gehalt — zwangen ihn, durch Illustrationen von Märchenbüchern und Kalendern seine Verhältnisse zu verbessern. Eifrigste Uebung machte ihn zum Meister der klaren, einfachen Holzschnitttechnik. Sie lag ihm auch mehr als die Schaffung großer Delbilder. In ihr konnte er seine Kindheits Erinnerungen stilkemäßig wieder aufleben lassen, jene Kinder und Greise, die uns in ihrer philiströsen Originalität in seinen Lebensschilderungen charakterisiert werden. Denn das ist das Auffallende an den Richterschen Zeichnungen, daß uns die Menschen nur im Stadium

der Kindheit oder des höchsten Greisenalters gezeigt werden. Dem aufrechten, selbstbewußten Mann oder die reife Frau suchen wir vergebens. Es ist, als ob in den niedrigen Stuben und der stickigen Luft der Reaktionszeit ganze Menschen nicht zur Entfaltung kommen könnten. Deshalb können uns die Kinderbilder Richters ein Sinnbild für die politische Kinderstube sein, die Deutschland damals war.

So zeigt uns auch die Würdigung dieses deutschesten aller Maler des 19. Jahrhunderts die Zusammenhänge auf, die selbst zwischen der bildenden Kunst und den gesellschaftlichen Zuständen eines Landes bestehen.

Richter ist hochbetagt am 19. Juni 1884 zu Loschwitz bei Dresden gestorben. Seine bekanntesten Werke sind: „Ueberrfahrt beim Schreckenstein“ und „Frühlingslandschaft mit Brautzug“ in der Dresdener Galerie, der „Wald im Riesengebirge“ in der Berliner Nationalgalerie u. a. Sehr bekannt geworden sind vor allem seine Illustrationen der Wehsteinschen und Musäus'schen Märchen, sowie seine Harzlandschaften und lustigen Kinderzenen.

Aus unserer Sammelmappe.

Grundeigentum.

Ellis D. Jones erzählt im Brüsseler Peuple (Volk) von einem Marsbewohner, der während seiner Reisen in ein schönes und großes Land unserer Erde kam. Majestätische Flüsse bewässerten den Boden und, wohin der Blick auch traf, überall sah der Marsmensch eine reiche Fruchtbarkeit. Er ging fröhlich singend seines Weges, da begegnete ihm ein Bewohner der Erde, dessen Angesicht eine tiefe Bedrückttheit zeigte.

„Guten Tag!“ rief der Marsianer.

„Guten Tag!“

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Ich habe Hunger.“

„Warum essen Sie denn nicht?“

„Kein Geld!“

„Arbeiten Sie doch, dann haben Sie welches.“

„Ich kann keine Arbeit finden.“

„Aber dann arbeiten Sie doch auf den kultivierten Ländereien. Säen Sie Getreide, Mais, pflanzen Sie Kartoffeln und andere nützliche Pflanzen. Machen Sie doch das!“

„Der Grundbesitzer weigert sich, mich einzustellen.“

„Was?“

„Ja, der Grundbesitzer läßt mich das Land nicht bebauen.“

„Wer ist dieser Besitzer von Grund und Boden?“

„Der, dem das Land gehört.“

„Das verstehe ich nicht! Ihr sagt doch hier auf Erden, daß Gott die Erde geschaffen habe?“

„Ja, so sagt man.“

„Und hat er die Erde dann nicht für alle seine Kinder geschaffen, damit sie ihre Nahrung gewinnen?“

„Ich habe davon reden hören. Es ist möglich. Ich aber weiß davon nichts.“

„Wie kommt es denn, daß sich so ein Individuum zum Land- und Grundeigentümer aufwirft?“

„Das Gesetz gibt ihm das Recht dazu.“

„Und wer macht das Gesetz?“

„Nun, wir!“

„Wer sind die „Wir“?“

„Die Wähler — ich und die anderen.“

„Und ihr, das souveräne Volk, ihr macht Gesetze, die ein großes fruchtbares Land einem einzigen Menschen überliefern, und zwar mit der Machtbefugnis, euch zu verhindern, diesen Grund und Boden zu bearbeiten. Und ihr anderen lauft umher, bettelt um Arbeit, stirbt vor Hunger — ist denn das möglich?“

„Es ist so, Herr!“

„Nun, wenn ihr so verrückt seid, daß ihr lieber zugrunde geht vor Hunger, als es zu machen, wie es auf allen anderen Welten der Fall ist — dann geschieht euch recht.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Nun,“ sagte der Marsianer, „ich habe einige Millionen Welten besucht bisher: aber diese Erde ist die erste, wo die Bewohner dumm genug sind, zu erlauben, daß sich einige Leute in den Besitz von Grund und Boden setzen und die große Mehrzahl hindern, das Land zu bebauen, so daß sie sterben vor Hunger.“